

Ingrid Taegner las in der Gedenkbibliothek am 9. August 2011 aus Anlass des 50. Jahrestags des Mauerbaus aus ihrem Buch:

Leben mit der Mauer - Erinnerungen einer Berlinerin

Vor genau 50 Jahren senkte sich über Berlin endgültig der Eiserne Vorhang und teilte brutal die so lebendige und lebensfrohe Stadt in Ost- und Westberlin. Zu viele Menschen waren dem SED-Regime weggelaufen, so dass sich die Führung genötigt sah, ihre eigene Bevölkerung einzusperren und ihnen das elementare Grundrecht auf Freizügigkeit für viele Jahre vorzuenthalten¹. Die Autorin und einstige Mathematiklehrerin, Ingrid Taegner, hat in ihrem Buch „Leben mit der Mauer – Erinnerungen einer Berlinerin“ ihre Erlebnisse während dieser Tage des Schreckens beschrieben. Es ist 2009, genau 20 Jahre nach dem Mauerfall im Frieling-Verlag, erschienen. „Bei diesem Buch handelt es sich um ein Werk, das deshalb so wertvoll und interessant ist, weil es aus Sicht eines Menschen aus unserer Mitte geschrieben wurde“, so die Vorstandsvorsitzende der Gedenkbibliothek, Ursula Popiolek.

Die 1936 in Charlottenburg geborene Autorin verfolgt mit ihrem Buch in erster Linie das Ziel, der Verklärung und Verharmlosung der SED-Diktatur entgegenzutreten. Daher nahm sie für ihre Lesung auch kein Honorar. „Mir ist es wichtig, meine Erfahrungen, die ich in zwei Diktaturen machen musste, weiterzugeben, da leider in den Schulen dieses Thema nicht behandelt wird.“

Bevor sie mit der Lesung begann, skizzierte sie ihren familiären Hintergrund. Sowohl ihre Eltern als auch Großeltern sind in Berlin geboren, ihre komplette Familie ist seit über hundert Jahren in ganz Berlin verwurzelt. „Und dies galt nicht nur für mich. Vor dem Mauerbau hatten 70 Prozent der Westberliner verwandtschaftliche Beziehungen zu Ostberlinern“, berichtete die Referentin. „Das bedeutete: Mit dem Bau der Mauer wurden nicht nur unzählige Familien getrennt, sondern uns allen auch ein Stück Heimat genommen.“ Gerade das Heimatgefühl war der jungen Frau, die schon als kleines Kind den Bombenkrieg und nach der Kapitulation Deutschlands schlimmste Hungerjahre erleiden musste, sehr wichtig. Die Teilung Berlins in vier Sektoren war für sie zunächst bedeutungslos. Auch die Währungsreform verursachte bei ihr keine düsteren Vorahnungen.

¹ Schon in der Verfassung, die in der Frankfurter Paulskirche postuliert wurde, besaß die Freizügigkeit einen hohen Stellenwert.

„Ich kaufte die Dinge, die es in Ostberlin nicht gab, dann eben in Westberlin. So einfach war das für mich als Kind“, erzählte Taegner. Erst als 1949 die SED als „Partei neuen Typus“ begann, ihren absoluten Herrschaftsanspruch durchzusetzen, erkannte sie, was es heißt, im kommunistischen Teil Deutschlands zu leben. Nachdem sämtliche private Unternehmen in staatliches Eigentum überführt wurden, hatte ihr Vater, ein freischaffender Architekt, keine Chancen mehr, den Lebensunterhalt seiner Familie zu sichern. Der Staat verweigerte ihm die Aufträge. Schweren Herzens entschied er, die DDR, das heißt Ostberlin, zu verlassen, um in Westberlin ein neues Leben anzufangen. Seine Familie, die zurückblieb, durfte er als Republikflüchtling fortan nicht mehr besuchen. Zumindest für seine Tochter ging das Leben erst einmal weitgehend problemlos weiter. Nach ihrem Staatsexamen arbeitete sie als Mathematik- und Physiklehrerin an einer Mittelschule in Berlin-Friedrichshain und verliebte sich in ihren früheren Mentor, einen Deutsch- und Geschichtslehrer. Die beiden heirateten und bekamen einen Sohn. Die junge Familie hatte Glück und fand eine Zwei-Zimmer-Neubauwohnung mit Balkon zum Landwehrkanal in Berlin-Treptow. Von ihrem großen Balkon aus bot sich eine schöne Sicht auf den Landwehrkanal und auf die Wiener Brücke, die heute nicht mehr existiert. Politisch hielt sie sich zurück. Als Jugendliche engagierte sie sich lieber in der Jungen Gemeinde, die FDJ hingegen mied sie. Aus Angst, nicht studieren zu dürfen, trat sie kurz vor ihrem Abitur dann doch noch in den kommunistischen Jugendverband ein.

Einen Tag vor dem Mauerbau, am 12. August, besuchte Ingrid Taegner mit ihrer Familie eine Westberliner Freundin. Diese erkannte die Brisanz der politischen Lage und bot ihr an, mit ihrer Familie bei ihr in der Wohnung in Westberlin zu bleiben. Ingrid Taegner lehnte ab, „weil ich kein Flüchtling sein wollte. Dennoch berührt mich ihr Angebot, mich, meinen Mann und meinen Sohn aufzunehmen, bis heute. Das zeigt, wie groß der Zusammenhalt der Berliner damals war.“ Am Abend des 12. August kehrten sie problemlos in ihre Treptower Wohnung zurück. Die Kontrollen waren dieses Mal auffallend lasch. Unbekümmert schliefen sie in dieser Nacht ein. Am Morgen des 13. August 1961 dann der Schock: Die junge Frau glaubte, ihren Augen nicht zu trauen, als sie am Ufer des Landwehrkanals NVA-Soldaten mit Maschinengewehr und Stahlhelm sah. Der Zugang zur Brücke war mit Stacheldrahtrollen versperrt. Über den RIAS hörte sie die Schreckensmeldung von der Schließung der Grenzen.

Mit jedem Tag wurde die Grenze weiter befestigt: Hinzu kamen Zäune, Stacheldraht, Scheinwerfer und ein Uferweg für die Grenzpatrouillen. Taegner hat diese Vorgänge im Grenzgebiet heimlich fotografiert. Diese im Buch abgedruckten Fotos haben Seltenheits-

wert, weil sie vom Osten der Stadt her aufgenommen worden sind, was strengstens verboten war.

Der Mauerbau bedeutete einen zentralen Einschnitt in das Leben der Familie. „Selbst wenn ich nur meinen Müll in die Tonne bringen wollte, musste ich im Grenzgebiet meinen Personalausweis bei mir haben. Außerdem konnte ich nicht jederzeit Besuch empfangen. Dies musste beantragt werden. Generell war es im Grenzbereich sehr unruhig und angstmachend.“ Das plötzliche Eingesperrtsein war unerträglich, aber auch der Vater in Westberlin litt unter der unmenschlichen Trennung von seiner Familie. Jeden Tag kam er zur westlichen Seite des Landwehrkanals. Von dort konnte er einen Blick auf den Balkon werfen, wo seine Tochter und sein Enkelkind standen. Eine Szene, die bald Alltag wurde.

Ihr damaliger Ehemann indessen, der es bis zum stellvertretenden Schuldirektor brachte, pflegte seine eigenen Kontakte, unter anderem zu seinem einstigen Vorgesetzten von der Wehrmacht. Um die Stasi vermutlich von sich abzulenken, erzählte der eigentlich folgsame SED-Genosse im Kollegenkreis von der Empörung seiner Frau über den Mauerbau. So war es nur noch eine Frage der Zeit, bis die Mitarbeiter der Abteilung Volksbildung des Stadtbezirks Friedrichshain von Ingrid Taegner ein Bekenntnis zum Arbeiter- und Bauernstaat sowie dem erfolgten Mauerbau verlangten. Sie, die aus Angst vor Repressionen als junges Mädchen der FJD beigetreten war, blieb diesmal standhaft und verweigerte das geforderte Treuebekenntnis. Die Folgen waren hart: Sie wurde fristlos aus dem Schuldienst entlassen. Das bedeutete ein Berufsverbot als Lehrerin.

Ihr damaliger Mann geriet später, zunächst unerklärlich für die Referentin, in die Fänge der Stasi. Im März 1962 wurde er unter anderem wegen staatsgefährdender Verleumdung angeklagt, endlos verhört und eingesperrt. Die Denunziation seiner Frau hatte ihm also nichts genutzt.

Aber auch Ingrid Taegner wurde stundenlang verhört und bedroht. Aus Sorge um die Zukunft ihres kleinen Sohnes unterschrieb sie alles, was der Vernehmer der Stasi von ihr verlangte. Danach durfte sie nach Hause. Von nun an musste sie sich und ihr Kind ohne finanzielle Einkünfte durch das Leben bringen. Der Vater schickte ihr Westpakete und half, wo er konnte. Eine neue Arbeitsstelle fand sie zunächst nicht. Keine Schule wagte es, die aus politischen Gründen entlassene Lehrerin einzustellen. Erst im September 1962 erhielt sie die Möglichkeit halblegal an der „Bezirks- und Betriebsschule des sozialistischen Handels“ sowie an der „Technischen Betriebsschule des VEB EAW Berlin-Treptow“ auf Honorarbasis einige Stunden in Mathematik, in Technischem Zeichnen und in Physik

zu geben. Ihre Schüler konnten illustrieren nicht sein: Einmal waren es allesamt Volkspolizisten, die im Rahmen ihrer Ausbildung den Abschluss der zehnten Klasse an der Volkshochschule erwerben mussten. „Als ich zum Klassenraum ging, hörte ich ein lautes ‚Achtung!‘ und ein Hackenzusammenschlagen. Vor mir standen 30 Volkspolizisten in Uniform stramm. Der Klassensprecher meldete mir, dass die Klasse zum Unterricht bereit sei und der Genosse Sowieso entschuldigt fehlt. Ich hatte wirklich Mühe, ein Lachen zu unterdrücken. Wenn die gewusst hätten, dass vor ihnen eine aus politischen Gründen geschasste Lehrerin steht, nicht auszudenken.“ Immerhin: Die neue Aufgabe gab Ingrid Taegner Halt. Inzwischen war ihr damaliger Ehemann nach einem halben Jahr Untersuchungshaft in Hohenschönhausen entlassen worden. Später wurde er zu einer Bewährungsstrafe verurteilt. Sie selber konnte nach zwei Jahren ihre Honorartätigkeit aufgeben und endlich hauptamtlich für die Betriebsakademie arbeiten. Doch das Vertrauen zwischen den Eheleuten war durch den Verrat des Mannes unwiderruflich zerstört. 1965 ließ sich Frau Taegner scheiden und konzentrierte sich nun ganz auf ihren Sohn und ihren Beruf. Politisch hielt sie sich zurück. Ihr gelang das in der DDR so schwierige Kunststück, sich zwar weitgehend an die Gegebenheiten anzupassen, aber sich dabei nicht zu verbiegen. So kam ein gern gesehener Parteibeitritt für sie nicht in Frage. Ihren Sohn ermahnte sie, in der Schule mit ihrer Unterstützung Leistung zu zeigen, nur dann könne er Abitur machen und studieren. Tatsächlich gelang es dem Sohn, nach dem Abitur ein naturwissenschaftliches Studium an der Humboldt-Universität zu studieren und sogar zu promovieren. Trotzdem: Ingrid Taegner war seit ihrer Vernehmung und dem schweren Kampf um ihre Existenz nicht mehr die lebensfrohe und selbstbewusste Lehrerin wie vor diesen bedrückenden Erfahrungen.

In ihrem Buch sind die folgenden eindringlichen Sätze zu lesen, die einen Einblick in ihr Inneres geben und sicherlich die Gefühlslage vieler DDR-Bürger zu jener Zeit wiedergeben:

„Die Erlebnisse nach dem Bau der Mauer am 13. August 1961 haben mich verändert. Ich wich politischen Diskussionen aus und zog mich aus Angst zurück, soweit das möglich war. Angst, durch Westkontakte aufzufallen, Angst vor unbedachten politischen Äußerungen, Angst, an die Grenzen der SED-Diktatur zu stoßen, Angst um die Entwicklung meines Kindes in der Schule, Angst, die Arbeit als Lehrerin wieder zu verlieren, Angst, in die Mühlen der Staatssicherheit zu geraten.“

Dr. Nicole Glocke